

Nr. 104. Bromberg, den 26. Mai 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

1. Kapitel.

Das junge Menschenkind hielt seinen Einzug in die Welt still und stumm. Es schien, als ahne das kleine Wesen, daß sein Dasein von niemandem beglückt oder freudig, ja sogar fast als unberechtigt von seiner Umgebung empfunden wurde.

Eine verdrossen hantierende Wärterin badete das Neugeborene und zog ihm die Bekleidungsstücke auf den kleinen, roten Körper. Doch alles dies geschah ohne jede Liebe und Sorgfalt, die sonst in der Wochenstube vor den Augen der Mutter entfaltet wird. Keine freundliche Regung zeigte sich auf den Gesichtern der Umstehenden.

Die Mutter selbst lag erschöpft und gleichgültig auf dem spartanisch einfachen Lager und ließ wortlos alles mit sich und ihrem Kinde geschehen. — Es hatte ja doch alles so gar keinen Zweck mehr. Wozu machte man denn überhaupt noch diese ganzen Umstände mit ihr? — Sie lag doch hier in der Krankenabteilung des Gefängnisses und sollte, nur noch einmal gesund gepflegt, um im Vollbesitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte, dem Henker überliefert werden. „Wozu mußte dieses Kind vorher zur Welt kommen? Wozu — wozu?“ fragte sich die elendeste, ärmste aller Mütter. „Es wird im Leben nie einen Freudenschimmer kennenlernen. Seine Herkunft, wie sein Geburtsort werden des Kindes ganzes ferneres Leben wie eine nachschleppende Bleikugel beschweren. — Also wofür mußte sie ihm noch dieses traurige Leben schenken?“ — —

Sophie Berthold schloß die Augen, und ihre trüben Betrachtungen verloren sich in einem tiefen, erbarmenden Schlaf.

Als sie gegen Abend aufwachte und doch nach dem Kinde verlangte, wurde ihr mitgeteilt, daß es schon längst abgeholt und dem Waisenhaus übergeben worden sei. Einen Augenblick schien es, als ob sich etwas in dieser Frau dagegen aufbäumte, — doch sie sank mit einem Seufzer, ebenso dumpfergeben wie vorher, in die Kissen zurück.

Die junge Schwester Marianne war soeben mit ihrem kleinen Schützling im Waisenhaus angelangt. Sie hatte noch im Büro des Gefängnisses die Papiere des Kindes und ein paar armselige Wäschestücke ausgehändigt bekommen. Es war so wenig, daß ein großes Taschentuch den ganzen Besitz der Kleinen als winziges Bündel umschloß.

Pastor Heim, der Leiter des Waisenhauses, prüfte sinnend des Kindes Papiere. Es war doch ein gar seltsamer Fall mit diesem neuen Schutzbefohlenen.

Seine Frau, eine kleine, lebhafte Dame mit schlichtgescheiteltem grauen Haar, war gleich interessiert erschienen, als sie die Rückkehr der Schwester vernommen hatte. Sie sah gedankenvoll auf die Kleine und strich ihr sachte über das kahle Köpfchen: „Gott, du armes, kleines Ding“, flüsterte sie, „was für ein Leben magst du wohl heute begonnen haben!“ Und zu Schwester Marianne gewendet, fragte sie: „Was machte denn die Mutter, als sie das Kind wegholten?“

„Sie schlief fest während meiner ganzen Anwesenheit.“

„Nun, es war ja nicht zu ändern, und der Schlaf war der Armen, trotz ihrer großen Sünde, in diesem Augenblick doch wahrhaftig zu gönnen“, meinte mitleidig die Frau Pastorin. „Unsere Aufgabe wird nun darin bestehen, dies erbarmungswürdige Geschöpf zu einem brauchbaren Menschen zu erziehen. Fürs erste bleibt es Ihnen, liebe Schwester Marianne, ja mal überlassen. Lina Gröber hat bereits ein Bettchen in Ihrem Saal zurechtgemacht.“

Sie reichte der Schwester freundlich die Hand, und diese ging mit dem Kinde nach den Schlafräumen.

Schwester Marianne, die jüngste der Anstaltsschwestern, war von ihren Gefährtinnen schon mit großer Spannung erwartet worden. Als sie eben in dem Saal der Kleinsten angelangt war, kam auch schon die neugierige Schwester Bertha, dieser fast auf dem Fuße folgte die kleine, fromme Schwester Emilie, und so kamen sie von allen Seiten — nur auf einen Sprung — hereingehuscht, um die Sensation des Waisenhauses zu sehen.

„Ach!“ seufzte Schwester Bertha, „wenn man bedenkt, was man doch alles für Menschenkinder hier zusammenbekommt — Gute und Böse!“

„Wie können Sie denn da schon von Gut und Böse reden?“ Schwester Marianne rief es fast entrüstet.

„Herrjeh, unser Kücken — was es schon für zornige Augen macht!“ lachte spöttisch Schwester Paula. „Da haben Sie heute doch sicher einen Engel den Klauen des Teufels entrissen! — Sie wissen doch — —der Apfel — —!“

„Sie werden doch nicht behaupten wollen: weil seine Mutter eine Verbrecherin ist, daß dies bedauernswerte Menschenkind nun unbedingt auf diesen Pfaden einmal wandeln muß?“ fragte Schwester Marianne gereizten Tones.

Da mischte sich die Stimme der bedächtigen Schwester Anna in das Gespräch: „Sie stecken noch voller Ideale, liebes Kind. Glauben Sie mir, ich bin so viele Jahre schon in diesem Hause. Wie viele sah ich hier kommen und gehen! Wie oft mußte ich es schon erleben, daß ein Kind hier unter der strengen Aufsicht sich tadellos führte, — sowie es aber entlassen und in der Freiheit draußen bei Fremden, in ganz kurzer Zeit durch und durch verdorben war.“

„Ja, ja,“ meinte mit hochgezogenen Augenbrauen Schwester Bertha, „ich glaube auch, das steckt schon in solch einem Kinde drin. Ich bitte Sie — solche verbrecherische Veranlagung liegt doch nicht in jedem Menschen. Das ist einfach Vererbung. Die Mutter soll ja doch aus sehr üblen Kreisen stammen. Der Vater der Sophie Berthold soll bereits im Zuchthaus gesessen haben. Was Wunder, wenn die Tochter dann schließlich den eigenen Mann umbringt, weil er ihr eben im Wege ist.“

„Na, die Nachwelt hat an dem Trunkenbold schließlich auch nichts verloren, und die Kleine hier wohl überhaupt nichts“, schloß vielsagend Schwester Paula. Ihr Blick ging kalt und mitleidslos über das Kind hinweg — sie hätte ebensogut von einer neugeborenen Katze reden können.

Schwester Emilie war bisher stumm geblieben. Nun erhob sie ihr blasses Gesicht fromm und überzeugt zu den andern: „Wenn der liebe Gott nicht gewollt hätte, daß dies Kind errettet wird, so hätte er es auch nicht gleich am ersten Tage der schuldbeladenen Mutter weggenommen und in bessere Hände gelegt. Ich glaube sicher, daß das Kind in einer Umgebung, die Gott als den Höchsten ehrt und preist,

reinen Herzens aufwachsen und bleiben wird, wenn es Gottes Wille so ist." — —

Und damit schloß die Debatte über das Kind der unseligen Sophie Berthold.

Dieses lag in seinem blütenweißen Bettchen und schlief, während die Schwestern eine nach der anderen wieder den Saal verließen.

Schwester Marianne versorgte noch ihre kleinen, meist nur wenige Monate alten Schützlinge und begab sich bald darauf zur Ruhe.

Ein Gemisch von Mitleid und Grauen überkam sie, als die Ereignisse des Tages noch einmal an ihrem Geist vorüberzogen: die bleiche, schwarze Frau mit den eingefallenen scharfen Zügen, die schon wie eine Tote dalag, wollte ihr nicht aus dem Gedächtnis schwinden. In vielleicht vierzehn Tagen sollte sie schon hingerichtet werden. Vorher würde dies Gesicht noch einmal leben, vielleicht in Angst und Entsetzen sich verzerren — vielleicht würde der blasse Mund sich öffnen und um Erbarmen schreien — mit Tönen, wie sie schauriger und gellender kein Ohr je vernommen hatte. — Vielleicht würde . . . „ach, Unsinn, Unsinn — was geht mich denn diese schreckliche Frau an!" ermahnte sich da schnell das junge Mädchen selbst, „ich habe hier ihr Kind, wohl ihre einzige Hinterlassenschaft im Leben, und es wäre wahrhaftig besser, meine Gedanken diesem armen Wesen zuzuwenden, als meine Phantasie mit dieser verbrecherischen Frau zu beschäftigen." Und sie tat das Klügste, was sie in diesem Falle und zu dieser Stunde tun konnte — sie schloß die müden Augen und war bald darauf fest eingeschlafen.

Am andern Morgen vollzog Pastor Heim die Taufe an Sophie Bertholds Tochter. Sie erhielt den Namen Christine.

Von ihrer Mutter war nicht mehr viel zu berichten. Sie genas in kurzer Zeit. Als sie das erstemal aufstand, las man ihr ein Schreiben vor, darin stand, daß die Sophie Berthold, die des Giftmordes an ihrem Ehemann für schuldig befunden und deshalb auch zum Tode verurteilt worden war, von dem greisen Landesherrn begnadigt und ihre Strafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt worden sei.

Die so der Menschheit erhaltene Sophie Berthold wurde hierauf nach dem zuständigen Zuchthaus überführt, dessen Pforten sich bald hinter ihr für den Rest ihres Lebens schlossen.

2. Kapitel.

Das Leben im Waisenhaus war eine vortreffliche Lebensschule für die Kinder. Sie lernten schon frühzeitig sich an Disziplin zu gewöhnen, und wußten, daß sie sich ihre Freuden nur mit der Erfüllung ihrer Pflichten erkaufen konnten. Sie wuchsen auf ohne jene auf den einzelnen konzentrierte Liebe, die das Leben eines Kindes so viel wärmer, kindlicher gestaltet, nicht selten aber auch seine Gefühle verweichlicht und schädigt. Hier erhielten die Kinder Abhärtung für Geist und Körper. Und da die meisten von ihnen ja einen ungewissen, steinigen Weg im Leben vor sich hatten, so fanden sie in dieser Umgebung ihre beste Vorbereitung. — Alles hatte hier System. Jegliche Pflicht, jegliche Freude und Liebe waren gerecht und weise unter die Zöglinge verteilt. Sie wurden nicht mit Gefühlen sentimentaler Mütter belastet, nicht von dem Ehrgeiz unvernünftiger Väter gedrängt. Ein jeder stand auf sich angewiesen schon vom ersten Tage seines Hierseins an. Und so konnte keine überhebende Meinung über den eigenen Wert aufkommen, da nur tatsächliche Leistungen galten.

Die Grundlage dieser Erziehung war bestimmend für das ganze fernere Leben, wie es sich auch gestalten sollte. Mochte sie das Schicksal auf die Höhen oder in die Tiefen der Menschheit gedrängt haben — die meisten verfolgten ihre erhabene Arbeit oder ihre anspruchslose Tätigkeit — und schließlich selbst unlautere Ziele mit einer gewissen zähen Energie und einer zielbewußten Disziplin.

In dieser Umgebung wuchs nun die Tochter jener schuldbeladenen Frau zu einem stillen, ernsten Kinde heran, das nun im ersten Jahre die Schule besuchte. Daß die kleine Christine Berthold diesen Schulbesuch sehr ernst und wichtig nahm, wäre gewiß für niemanden in der Anstalt eine auffallende oder gar ärgerliche Erscheinung gewesen. Daß aber das Kind stets etwas abgesondert von den übrigen kleinen Mädelchen nach dem langen grauen Schulgebäude trippelte und augenscheinlich so gar kein Verlangen nach der Gesellschaft ihrer Mitschülerinnen bezeigte — das war Schwester Paula schon längst aufgefallen. Argwöhnisch hatte sie die Entwicklung dieses Kindes sozusagen vom ersten Tage seines Lebens an beobachtet. „Blut ist dicker als Wasser," pflegte sie stets zu sagen, wenn zufällig im Schwesternzimmer die kleine Christine erwähnt oder gar gelobt wurde. Sie erwartete von dem Kinde einer Giftmischerin einfach nichts Gutes. Und als sie heute Christine auf dem kurzen Schulweg wieder so allein durch den Garten kommen sah, trat sie rasch auf das Kind zu und hatte dabei gar nicht gewahrt, daß die Kleine ihr linkes Händchen in das zottige Fell des Hofhundes vergraben hatte und dieser ihr, wie so oft schon, als ein treuer Begleiter bis zur Schultür folgte.

„Warum läufst du denn immer so allein, Christine, und gehst nicht mit den andern? Und den Hund sollst du auch nicht immer quälen, sonst beißt er dich noch einmal," tadelte mit spröden Tönen Schwester Paula. Groß und hager stand sie da und blickte kalt auf das erschrockene Kind.

Der Hund sah blinzelnd auf die Kleine, die regungslos neben ihm stand. Er rieb sich mit der Schnauze an ihrem Ärmchen, und ein ruckweiser Seufzer war die einzige Erwiderung seiner kleinen Freundin. Dann ging sie ganz langsam mit angehaltenem Atem hinter der harten Frau her und gesellte sich schüchtern zu den übrigen Kindern. — — —

Das langgestreckte, niedrige Schulgebäude des Waisenhauses lag in tiefer Ruhe. Nur hin und wieder drang die etwas hastig wiederholte Frage eines ungeduldigen Lehrers durch das weitgeöffnete Fenster in die Stille des sonnendurchfluteten Gartens. Und jetzt klang es auch aus dem Klassenzimmer der Kleinsten, in dem soeben die schwierige Kunst des Schreibens geübt wurde, im rührenden Chor: „Rauf, runter, rauf runter . . ."

An der Tafel stand Schwester Emilie und schrieb mit deutlichen Strichen ein „m" vor, das die Kinder in ihre Hefte nachmalten. Wenn sie eine Zeile vollgeschrieben hatten, machte Schwester Emilie die Runde und besah die Leistungen.

„Sieh mal an, wie gut das jetzt geht, Gerda," ermunterte sie gleich die zaghafte Kleine, um die nächste freundlich zu verbessern: „Du mußt immer nur den Aufstrich fein machen und nicht das ganze „m". Und zu Leuchen sagte sie lobend: „So hast du's hübsch gemacht," worüber das Kind rote Bäckchen bekam.

Und so ging die Schwester lobend und tadelnd die Reihen durch, bis sie vor einem kleinen, zarten Mädelchen mit blonden, flattrigen Ringelhärchen ganz verdutzt stehen blieb.

„Aber, Susi, du schreibst ja wie mit einem Streichholz. Und das ist doch kein „m", das kann ja kein Mensch für einen Buchstaben erkennen. Sieh doch, wie schön Christine ihre Zeilen geschrieben hat. Versuche doch auch einmal so fleißig und aufmerksam zu sein, wie sie es ist. Und deine Hände und dein Gesicht sind ja voller Tinte. — Christine wird nachher mit dir zum Brunnen gehen, daß du dich wäschst."

Als Schwester Emilie ihr weiterschreitend den Rücken gewendet hatte, hob Susi blitzartig die Augen und sah wütend auf Christine, die in brennender Verlegenheit diesem Blick fast schüchtern begegnete.

Dann klingelte es, und die Stunde war zu Ende.

Christine ging mit Susi zum Brunnen. Stumm stiegen sie die Treppe hinab; Susi absichtlich langsam, mit den Fingern Figuren auf die Wand malend, die zum Glück unsichtbar blieben. Dabei schielte sie immer von der Seite nach Christine, ob diese nicht zur Eile mahnte. Und wirklich öffnete diese jetzt auch die Lippen und bat leise: „Komm, Susi, wir müssen doch zum Rechnen wieder oben sein, sonst schilt uns Fräulein Albrecht."

„Pah, ich werde sowieso wieder gescholten, weil ich bloß drei Aufgaben gemacht habe. Dich lobt sie ja doch nachher wieder."

Erschreckt, aber in ganz bestimmtem Tone sagte Christine nun: „Dann mach' schnell, daß du die anderen drei noch bei mir abschreiben kannst. Die Pause ist ja noch nicht zu Ende und ich helfe dir dabei."

Jetzt hatte es Susi plötzlich sehr eilig und wurde wieder freundlich und zutraulich. Sie rieb geschäftig die kleinen Hände, während Christine den Pumpenschwengel niederdrückte, um Susi das Wasser dienstbar zu machen.

„Nicht so viel!" schrie die Kleine und schob Christine zur Seite. Der Schwengel entglitt deren Händen, schnellte mit einem Ruck in die Höhe und traf dabei mit ziemlicher Wucht Susis Näschen, dem auch sogleich ein heller Blutstrahl entquoll.

Laut schreiend ließ Susi die vor Schreck ganz erstarrte Christine stehen und rannte zur Hausmutter, die entsetzt von ihrer Arbeit aufsprang, als sie das weinende, blutüberströmte Kind vor sich sah.

„Um Gotteswillen, was ist denn passiert?"

Unter lautem Heulen brachte Susi die Worte hervor: „Christine — hat mich am Brunnen — gestoßen."

Schwester Paula war, durch das Jammergeschrei erschreckt, herbeigeeilt und hatte noch eben Susis letzte Worte gehört. Mit einem Blick glaubte sie die ganze Begebenheit zu übersehen und zu erkennen. In höchster Erregung, die Worte fast überstürzend, stieß sie heraus: „Hab' ich's nicht immer gesagt — Art läßt nicht von Art? Da haben Sie's nun. Jetzt fängt es schon an, und es wird so enden, wie ich ja stets prophezeie, daß die Christine einmal genau wie ihre Mutter als Verbrecherin im Zuchthaus . . ."

Ein zorniger Laut hinderte sie am Weitersprechen.

Schwester Marianne war auch infolge des Schreiens bestürzt herbeigeeilt und stand nun mit sprühenden Augen vor der aufgebrachten Sprecherin: „Mäßigen Sie sich doch etwas, Schwester Paula, und behalten Sie Ihre empörenden Äußerungen doch mehr für sich!" Und flüsternd, aufgeregt auf Susi deutend, raunte sie ihr zu: „Soll das Kind hier denn auch diesen Unsinn hören?"

„Ach, das arme Ding ist ja halb ohnmächtig," meinte Schwester Paula nun doch etwas kleinlaut.

Sie wandten sich nach Susi um, die plötzlich still geworden war und sich mit geschlossenen Augen die sofortige Behandlung der Hausmutter gefallen ließ. Sie schien zum Glück nichts von den unbedachten Worten verstanden zu haben.

Und so begaben sich beide Schwestern wieder hinaus an ihre Arbeit, beide erfüllt von dem Gedanken für und gegen Christine Berthold, das Kind der Zuchthäuslerin.

(Fortsetzung folgt.)

Himmelf. h. t.

Der Mai hat seinen hehrsten Festtag heute:
Viel Vogellieder blühn aus Busch und Baum,
tiefmächtig hallt der Glocken Erzgeläute,
und Andacht schwingt im weiten Himmelsraum.

Blutbuchen dunkeln in die Frühlingshelle,
der Rotdorn prunkt im Feiertagsgewand,
die Freude steht vor meines Herzens Schwelle,
ein frommer Friede nimmt mich bei der Hand.

Ich wandre weit, und hinter meinen Schritten
versinkt das Ungemach weltweitenfern . . .
Ich möchte dienend danken, betend bitten:
Das ist der Tag der Himmelfahrt des Herrn.

Willi Lindner.

Die Fahrt unter dem Himmel.

Von Paul Burg.

Als Bonifazius vor zwölfhundert Jahren in die germanischen Länder gezogen kam, um den Heiden das Christentum zu bringen, stieß er bei den mannhaften Recken auf weit mehr Widerstand und Widerspruch als bei ihren Frauen, denen die Lieblichkeit des Marienkults und das Versöhnliche des Christusglaubens leichter einging. So fand er im Thüringischen einen Herrn Kunrat, mag es nun ein Markgraf oder gar ein König gewesen sein, der ihm schroff entgegentrat:

„Du kannst nichts als die Menschen beschwatzen — pack dich von hinnen!"

Bonifaz war mit den Jahren des Missionierens ein guter Menschenkenner geworden. „Wo drückt dich dein Schuh?" fragte er beherzt und ließ den Thüringer nicht aus seinem Blick.

„Mein Weib ist krank — muß sterben. Morgen wird sie nicht mehr sein. Übers Jahr ist ihr Staub verweht," grollte der Recke und stöhnte.

„Führe mich zu ihr!" bat ihn Bonifaz.

„Willst du sie etwa mit deinem Geplärre gesund beten, he? Schon zwei solcher Narren hängen vor ihrer Hütte an den Bäumen," schrie ihn Kunrat an.

„So nimmt diese Leichen vor ihrem Auge weg, hänge die Galgenvögel anderswo auf und laß einen guten Platz in ihrer Mitte — für mich!" befahl der Missionar mit Festigkeit.

Die sterbende Frau — eine schöne Frau! — grüßte den Fremden mit aufleuchtendem Blick, als ahne sie den Christbringer. Und Bonifaz kniete, gerührt von soviel Schönheit, die zum frühen Welken bestimmt war, an ihrem Leidenslager nieder und betete inbrünstig zu seinem Herrgott. Dem mißtrauischen Gatten gefiel dieses Gebaren, das er für eine Huldigung an die Frau hielt, und er jagte alles neugierige Gelichter, das sich in den Frauensaal mit hereingeschlichen hatte, mit behaglichem Brummen hinaus.

Unbekümmert um den deutschen Bären, richtete nun Bonifaz seine Ansprache an die Frau und begann ihr davon zu sprechen, daß ein Wink Gottes zuerst die beiden toten falschen Propheten aus ihrem Anblick entfernt habe.

„Was ist das für ein Gott? Kann er mir denn nicht vom Sterben helfen?" fragte die Frau auf dem Bett mit so linder Stimme, daß es Bonifaz im Innersten rührte; er spürte, die Kranke stand kurz vor der Schwelle des Todes.

Also begann er ihr zu erzählen von Jesu Christo, wie er auf die Welt gekommen, gelebt und gelehrt, Wunder getan, gelitten und gestorben — auferstanden.

Er sprach und sprach. Die Stunde rann. Er verkündete den Abschiedsspruch Jesu aus dem letzten Kapitel des Markusevangelium mit erhobener Stimme: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden!

Und die Sterbende richtete sich ein wenig vom Lager auf, als hebe sie eine unsichtbare Hand leise empor, und sie sprach ihm diese Worte des Evangelisten nach, als befehle es ihr eine innere Stimme. Bonifaz aber, ganz hingegeben an den großen Augenblick des Christwerdens und Sterbens zugleich in dieser Frau eines heidnischen Fürsten, ergriff die Trinkschale mit gewässertem Wein neben ihrem Bett und sprengte davon Tropfen über die Flüsternde.

„Du glaubst — du bist getauft und wirst heilig sein!"

Die Augen weit offen, verstummte sie plötzlich und sank leise zurück, während Bonifaz noch aus dem Markusevangelium weiter erzählte: „Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, wird er aufgehoben in den Himmel!"

„Still, du! Auch sie ist aufgehoben in euern Himmel. Siehst du es denn nicht? So hat ihr Auge mich lebenslang nie angesehen," flüsterte Kunrat bewegt und erleichtert, denn immer hatte er sich vor dieser Stunde gefürchtet.

Bonifaz kniete und betete. Lange Zeit. Bis ihn der verwitwete Mann an der Schulter rührte. „Komm! Sie lebt nun fern von uns."

Sie gingen leise hinaus. Draußen umfing sie der deutsche Frühling mit Vogelsingen und Blumenblühen, so daß Bonifazius, der mitten aus tiefem Beten kam, die Hand über seine Augen schatten mußte.

„Willst du nicht auch die Taufe Christi nehmen — du bist doch ein rechter Christ wie wir alle?" fragte er Kunrat.

„Dein Glaube ist für Frauen gemacht. Was ist das da oben für ein Christenhimmel mit lauter Singen und Beten? Hier unten ist meine Erde!"

„Gott kommt auch wieder zur Erde, zu richten die Lebendigen und die Toten!"

„Und wann und wie? Das möcht' ich doch wissen, was dein Gott und Glauben, gut fürs Siechbett der Frauen, einem Kriegsmann bieten können!"

Da nahm Bonifaz all sein Bibelwissen und all seinen Mut zusammen und weissagte dem Kunrat in Thüringen also:

„Die Herabkunft des Königs aller Könige vom Himmel mit seinem Heere aller Berufenen, Auserwählten und Gläubigen auf weißen Pfaden gen Jerusalem geschieht noch über tausend Jahre vor dem jüngsten Tag und bringt eine große Schlacht und Niederlage aller Völker bei Harmaggedon, so wider Jerusalem streiten, allwo das Blut bis an die Pferdezäume gehen wird und schwellen bis zum Berge Silbon. Dann werden Engel in der Sonne schweben und den Vögeln rufen, wie der Apostel Johannes lehrt, und der falsche Prophet stürzt in den Pfuhl, der Drache in den Abgrund . . ."

„Das gefällt mir — das ist für einen Mann an euerm Glauben."

„Unser Glaube traut dem Worte."

„Gut — gut. So sag: Gibt es wahrhaftig ein Auf und Ab unter dem Himmel — Seelen, die emporsteigen, und Streiter, die herabkommen werden, uns zu helfen?" fragte Kunrat.

„Du sagst es selber — du glaubst es. Wisse: Durch tausend und tausend Jahre wird ewig ein stetes Wandern unter dem Himmel sein!" prophezeite ihm Bonifaz.

Da nahm der Thüringer die Christentaufe. Am Himmelfahrtstage, als er seines Weibes Seele mit Christi Worten zum Himmel hatte aufsteigen fühlen.

Der Spitzmops.

Humoreske von Maria Ibele.

Es war keine Kleinigkeit, den Schlachtermeister Hieronymus Eberlein zu bestimmen, seine blonde Tochter Kunigunde dem Adolf Schwägerle zur Braut zu geben. Wenn nicht so viele Tränen geflossen und Mutter und Tochter nicht so einig gewesen wären, hätte der vermögenslose Freier einen noch viel schwereren Stand gehabt. Denn Hieronymus Eberlein träumte von einem neuen Anwesen und von einem feschen Fuhrwerke für seine Kunigunde. Die schönen Briefe Schwägerles machten auf ihn keinen Eindruck, ebensowenig die verliebten Verse. Das alles konnte nur Weiberherzen rühren.

Seit der gute Schwägerle draußen in der kleinen Stadt bei seiner Kunigunde gewesen war, träumte er nur von diesem jungen Glück. Es waren köstliche Tage, die sie Hand in Hand miteinander verbrachten.

Plötzlich in dieser Sehnsucht und Erinnerung fiel Schwägerle ein, daß Kunigundes Geburtstag nahte. Was sollte er ihr schenken? Blumen? die verwelkten, ehe sie ankamen. Süßigkeiten? Ach nein, Kunigunde hatte es wohl von dem Vater: sie aß lieber Wurst als Schokolade. Und Würste? Erst recht nicht, die konnte keiner besser machen als Hieronymus Eberlein selbst. Und zu einem goldenen Schmucke mit einem glitzernden Steine, wie er Hieronymus Eberlein sicher imponiert hätte, dazu reichten Schwägerles Mittel nicht.

Ein köstlicher Zufall kam ihm zu Hilfe: In der Zeitung war ein Mops zum Verkaufe ausgeschrieben. So ein Mops bedeutete doch sicher ein Ereignis in dem kleinen Städtchen, wo Kunigunde lebte.

Eine schlaflose Nacht verbrachte Schwägerle, und am Morgen, bevor er ins Geschäft ging, betrat er das Haus, wo der Mops zu verkaufen war.

Vier Treppen hoch mußte Schwägerle steigen — für den verliebten Freier nur Hochparterre. Nach abgestandener Luft roch es auf der Stiege — Schwägerle spürte Frühlingsduft.

Eine Frau öffnete und wurde überfreundlich, als sie von seinem Wunsche hörte. Sie ließ ihn ein. Zwei dralle Möpse lagen zusammengerollt und schnarchend auf dem Bette. Sie schauten Schwägerle verschlafen mit ihren gestielten Augen an. Der gute Adolf brauchte lange, bis er sich endlich zu der „Schlummerrolle“, wie der jüngere Mops hieß, entschließen konnte; denn das runde Tierchen war wirklich nicht billig. Aber was bedeutete schließlich Geld gegenüber seiner Liebe! Vielleicht gewann er mit diesem Geschenke die Beachtung des zukünftigen Schwiegervaters.

Daheim wurde der Mops gewaschen und bekam eine mächtige Schleife. Dann teilte Schwägerle dem Brautvater die Ankunft der „Schlummerrolle“ brieflich mit.

In einer vergitterten Box ging der Mops ab. Mißlaunig lag die „Schlummerrolle“ drinnen und stierte durch die Gittertür, bis sie endlich, von lauter Schauen müde, einschlief. Als sie erwachte, stand der Käfig auf einem Karren neben einer Pferche mit gackernden Hennen und einem krähenden Hahn. Totenangst wurde es der „Schlummerrolle“ mit einem Male. Was wußte sie denn von Umladen, von einer Weiterbeförderung?

Ein Bahnbediensteter kam vorüber und sprach begütigend auf das heulende Tier ein. Aber es half nichts. Im Gegenteil, immer jämmerlicher schrie die „Schlummerrolle“. Sicher hat der Hund Durst, sagte sich der Bedienstete. Er holte Wasser und öffnete das Gitter. Das war unvorsichtig. Ehe der Mann recht begriff, wie es geschah, sauste der Mops aus dem Käfig und verschwand. Schwitzend lief der Überraschte vor den Bahnhof hinaus, raunte den ganzen Platz ab — vergeblich. Verzweifelt sah Hans Schmidt auf die Uhr: In zehn Minuten ging der Zug wieder ab. Wie leicht konnte ihm seine Unvorsichtigkeit die Stellung kosten. Hans Schmidt war ratlos.

Da kam nichtsahnend ein streunender Spitz herangetrollt. Hund ist Hund, sagte sich der Mann, packte rasch entschlossen den Spitz und brachte ihn, unter dem Rock versteckt, zur Transportkiste. Voll Freude machte sich der Spitz gleich über die reichlich gefüllte Schüssel her, warf sich dann auf die Seite und begann zu dösen.

Hieronymus Eberlein war selbst an der Bahn, als der Zug einlief. Er wollte das seltene Tier, diesen Mops, eigenhändig in Empfang nehmen. Wirklich, auf die „Schlummerrolle“ freute er sich, die machte ihm Spaß. Die wollte er selber durch die Stadt führen. Ha, wie sie dann alle gaffen und schauen werden, die Leute! sagte sich Hieronymus, der sein Leben lang viel auf ihr Gerede und Geschau gegeben hatte.

Das ganze Städtchen wußte bereits, daß ein Mops namens „Schlummerrolle“ heute erwartet wurde. „Er kommt direkt aus China, gehörte einem Fürsten, ist in einem Palaste aufgewachsen“, prahlte Hieronymus und steigerte dadurch die Erwartung noch mehr.

Wurst und Konfekt in der Tasche, mit einem ungewohnt feierlichen Schritt trat Hieronymus an den kleinen Käfig. Dann aber wurde er starr und stumm. Ja, hatte er sich denn nicht getäuscht? Das, was ihm da entgegenkeifte und sich an der Gittertür verbiß, war doch kein Mops, sondern ein ganz gewöhnlicher Spitz!

Er nahm ihn mit nach Hause, rief sogleich alle zusammen, auch die Knechte mußten her. Und alle waren der gleichen Meinung, daß der Mops ein Spitz sei. Selbst Kunigunde gestand, daß sie sich einen Mops anders vorgestellt hatte. Der Alte fluchte auf Schwägerle. Der glaubte wohl, weil er in der großen Stadt lebe und einen Gehrock trage, dürfe er ihn zum Narren halten! Aber so weit war es, dem Himmel sei Dank, noch lange nicht. Eine Kunigunde Eberlein war nicht auf einen Großsprecher angewiesen, der noch nichts in der Tasche hatte.

Noch am gleichen Tage ging die Box mit dem Spitz zurück. Ihm folgte ein Brief von Hieronymus Eberlein, den Schwägerle nicht hinter den Spiegel steckte. Auch Kunigunde schrieb sich Schmerz und Wut von ihrer Seele herunter und war überzeugt, daß der Reisende Brätlein, den der Vater so gerne als Schwiegersohn gesehen hätte, einer solchen Falschheit nicht fähig gewesen wäre.

Bei jedem Zuge, der durch die Station ging, wartete der Bahnbedienstete, ob die Box mit dem Spitz nicht wiederkehrte. Und als sie wirklich eintraf, da lächelte er pfiffig. Also seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen! Er hatte nicht falsch gerechnet, als er, statt zu Mittag zu essen, die ganze Stadt nach der „Schlummerrolle“ durchstreifte. Schmunzelnd tauschte er den Spitz wieder mit dem Mops ein.

Adolf Schwägerle war sehr erstaunt, als der Mops zurückkehrte. Ja, waren sie draußen denn alle irrsinnig geworden, der Vater und die Kunigunde, daß sie einen Mops nicht von einem Spitz unterscheiden konnten. Ein nochmaliger, nicht sehr sanfter Briefwechsel setzte ein, der aber nichts besserte, sondern im Gegenteil das junge Paar immer mehr auseinander trieb. Schwägerle ärgerte sich, daß man ihn für einen Schwindler hielt, und Kunigunde stand auf des Vaters Seite.

Ihre letzte Antwort war ein Schächtelchen mit dem Verlobungsring.

Der Spitzmops hatte das zärtliche Verhältnis zwischen Kunigunde Eberlein und Adolf Schwägerle getrennt. Oder trug vielleicht der Herr Brätlein die Schuld? Er nützte Kunigundes Stimmungsumschwung aus, erzählte Hieronymus viel von einer bevorstehenden großen Erbschaft und prahlte mit einem großen Anwesen, das spottbillig zu kaufen wäre, wenn ihm eine hübsche Blonde die Hand zur Ehe reichte . . .



Rätsel-Ecke



Rätsel.

Dem Kapitän gehört es an:
Doch niemals hat's der Steuermann,
Der Vollmatrose, Maat. —
Der Leichtmatrose nennt es sein.
Der Schiffsarzt? Ja. Der Botsmann? Nein.
Nun, lieber Leser, rat!

*

Viereck-Rätsel.

Heimatsdorf, Reiherfeder, Ruckenmark, Himmelszelt, Himmelsfahrt, Bienenstock, Wittenberge, Hammelkeule, Schellfisch, Weizengarbe, Schuhmacher.

Diese elf Wörter sind in einem Viereck mit 121 Feldern so untereinander zu stellen, daß von links oben nach rechts unten eine Linie entsteht, die eins der genannten Wörter wiederholt.

Felix M.

*

Aufgabe.

Mitten ein Ei,
Halb Klee und halb Mast dabei.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 101.

Buchstaben-Rätsel: Ulme, Ulm.

*

Säulen-Rätsel:



Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.